

Rainer Hering

Die Gemeinde der Hauptkirche St. Nikolai

Neuanfang 1945-1965

Vortrag, gehalten am 25. April 2018 um 20.00 Uhr im Gemeindehaus der Hauptkirche St. Nikolai in Hamburg

Einleitung

Der heutige Vortrag findet statt im Begleitprogramm zur – wie ich finde gestalterisch gelungenen – Ausstellung „Neue Anfänge nach 1945?“, die der Frage nachgehen will, wie der Neuanfang nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs im Bereich der Kirche verstanden und in die Wege geleitet wurde. Weiterhin wird gefragt: „Wie wurden in den nordelbischen Kirchen das Kriegsende und die militärische Niederlage Deutschlands empfunden und gedeutet? Wie konsequent versuchte man, mit den menschenverachtenden Sichtweisen und Denkmustern des Nationalsozialismus zu brechen? Welche personellen und inhaltlichen Kontinuitätslinien aus der NS-Zeit waren weiterhin wirksam? Wann und auf welche Weise konnten sich neue Weichenstellungen durchsetzen?“

Die Ausstellung beruht inhaltlich auf dem Werk des Historikers Stephan Linck: Neue Anfänge? Der Umgang der evangelischen Kirche mit der NS-Vergangenheit und ihr Verhältnis zum Judentum. Leider weist diese Darstellung einige gravierende konzeptionelle, methodische und inhaltliche Mängel auf. Dazu hier nur so viel: Die Periodisierung in die Abschnitte 1945 bis 1965 und 1965 bis 1985 ist nicht begründet und inhaltlich auch nicht sinnvoll. Gravierender aber ist der Verzicht auf die Theologie und auf die Berücksichtigung geschlechtergeschichtlicher Fragestellungen – gerade in diesen Jahrzehnten erfolgten zentrale Schritte auf dem Weg zur Gleichberechtigung der Frau in der Kirche, insbesondere im Blick auf die Frauenordination. Im gesamten Buch jedoch werden die Rolle von Frauen und die Geschlechterbilder nicht

thematisiert. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist es nicht akzeptabel, eine zentrale Dimension der historischen Wirklichkeit auszublenden. Am Beispiel der Hauptkirche St. Nikolai zeige ich im Folgenden die Bedeutung dieser Bereiche auf.

Dieser Vortrag konkretisiert zunächst die beiden zentralen Themen des Buches für die Hauptkirche St. Nikolai: den Umgang mit nationalsozialistischer Vergangenheit und das Verhältnis zum Judentum. Anschließend werde ich den Schwerpunkt auf die Theologiegeschichte der Gemeinde und die Geschlechtergeschichte legen. Im Zentrum der Darstellung stehen aufgrund ihrer Bedeutung und aufgrund der Quellenlage die drei Hauptpastoren Heinz Beckmann (1920-1939), Paul Schütz (1940-1952) und Hans-Otto Wölber (1956-1983, seit 1964 auch Bischof).

1) Periodisierungen

Die St. Nikolai Gemeinde wurde 1195 erstmals urkundlich erwähnt und bis 1353 als Hallenkirche ausgebaut. Im Großen Brand von 1842 wurde sie zerstört und von 1846 bis 1874 neu errichtet; die Wiedereinweihung erfolgte 1863. Im Zweiten Weltkrieg wurde sie im Juli 1943 und im Juli 1944 schwer beschädigt; nach Abtragen der Mauern des Kirchenschiffs blieb nur der Turm als Mahnmal erhalten. 1956/57 wurde die Gemeinde am Klosterstern im Stadtteil Harvestehude neu begründet. Von 1959 bis 1962 entstand dort ein neuer Kirchenbau von Gerhard Langmaack (1898-1986). Diese Einschnitte sind zentrale Elemente der Periodisierung der Gemeindegeschichte. Die Zäsuren der politischen Geschichte 1933 oder 1945 greifen hier nicht – erst recht nicht das von Linck willkürlich gesetzte Jahr 1965.

2) Haltung zum Nationalsozialismus

2.1 Heinz Beckmann

Von 1920 bis zu seinem Tod 1939 war der führende Vertreter der liberalen kirchenpolitischen Richtung in der Evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate Hauptpastor an St. Nikolai: Heinz Beckmann. Er war einer der wenigen engagierten Demokraten in der Hamburger Landeskirche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Vorkämpfer für die Gleichberechtigung der Theologinnen und Sprecher der liberalen Fraktion in der Synode. 1899 legte er das theologische Examen ab, war Pastor in Schleswig-Holstein und arbeitete einige Zeit als regional zuständiger Hilfsredakteur für die angesehene liberal protestantische Zeitschrift "Christliche Welt". 1910 wurde er zum Pastor an der Marktkirche in Wiesbaden ernannt, zehn Jahre später übernahm er das Hauptpastorat an der Hamburger St. Nikolai-Kirche, an der er bis zu seinem Tode engagiert wirkte. Der beliebte und begabte Redner widmete sich vor allem ethischen sowie religionsphilosophischen Problemen und behandelte vielfach Grenzgebiete von Theologie und Literatur. In der Synode und im Kirchenrat engagierte er sich intensiv. Sein Anliegen waren die Probleme einer modernen Großstadtkirche, die er nicht verdrängt, sondern gelöst wissen wollte. Von 1924 bis 1933 gab er die "Hamburgische Kirchenzeitung" heraus, durch die er weite Teile der Kirchenmitglieder erreichen konnte. In der Schulpolitik, die ihm sehr wichtig war, verfolgte er gutnachbarliche Beziehungen zwischen dem sozialdemokratisch beeinflussten Staat und der lutherischen Kirche. Damit stand er gegen den konservativen Flügel um den "Evangelischen Elternbund" seines Amtsbruders an St. Michaelis Simon Schöffel (1880-1959), der einen härteren Kurs gegenüber der staatlichen Seite fahren wollte. Die Machtübertragung an die Nationalsozialisten sah Beckmann mit großer Sorge, am Ende einer Vorlesung bezeichnete er den 30. Januar 1933 als Ende des "Zeitalters der Kultur". Auch die gravierenden Veränderungen in der Evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate, die er als „Revolution“ charakterisierte,

sah er mit Sorge, blieb aber aufgrund der Solidarität mit seiner Kirche loyal und nahm seine eigene Person und Position zurück. Beckmann akzeptierte dies. Er hatte zwar nichts gegen eine reine Änderung der Amtsbezeichnung von „Senior“ in „Landesbischof“, war aber gegen die Schaffung eines neuen, hierarchischen Bischofsamtes. Ein Ermächtigungsgesetz vereinte alle legislativen und exekutiven Befugnisse sowie die Vertretung der Kirche nach außen in diesem Amt. Daher lehnte Beckmann auch jede nur beratende Unterstützung dieses Umbruches und seiner Vorkämpfer nachdrücklich ab. Bei der Einführung des Bischofsamtes 1933 wurde er entgegen der Tradition der Anciennität wegen seiner liberalen Haltung übergangen und verlor fast alle öffentlichen Wirkungsmöglichkeiten.

2.2 Paul Schütz

Nach dem Tod Heinz Beckmanns 1939 wurde ein Jahr später das Hauptpastorat mit dem als Schriftsteller profilierten, theologisch als liberal geltenden Hessischen Pfarrer Paul Schütz besetzt. Paul Schütz, 1891 als Sohn eines Methodistenpredigers geboren, studierte ab 1910 evangelische Theologie und Philosophie in Berlin und Jena und wurde 1914 zum Dr. phil. promoviert. Als Kriegsfreiwilliger nahm er im Ersten Weltkrieg u.a. an den Kämpfen bei Langemark, Ypern, Chemin des Dames und Verdun teil. Die dort gewonnen existentiellen Erfahrungen prägten ihn und seine Sprache nachhaltig. Im Zweiten Weltkrieg verzichtete er auf eine Unabkömmlichkeitsstellung und war von 1941 bis 1945 als Offizier beim Luftwaffenstab in Deutschland und Russland.

Nach den theologischen Examina wirkte er von 1925 bis 1940 Pfarrer der Hugonotten-Gemeinde Schwabendorf bei Marburg an der Lahn. Von 1926 bis 1928 leitete er nach dem Tode des Gründers Johannes Lepsius (1858-1926) gleichzeitig die „Dr. Lepsius-Orient-Mission“. 1928 unternahm er für diese eine längere Reise in

den Nahen Osten. Darüber publizierte er seinen „Reisebericht zur religionspolitischen Lage im Orient“ unter dem Titel: *Zwischen Nil und Kaukasus*. Die hier vorgetragene massive Kritik machte ihn mit einem Schlag bekannt und bestimmte die Diskussion in Missionskreisen: Die christliche Mission in der heutigen Welt schade den von ihr Betroffenen mehr als dass sie ihnen nütze. Daher solle sie ganz aufgegeben und stattdessen der kritische Zustand der Christenheit in der Heimat untersucht werden. Es kam zu einem Eklat, und er trat 1928 zurück.

Von 1929 bis 1934 gab Schütz die Zeitschrift *Orient und Occident* mit heraus. 1930 habilitierte er sich an der Theologischen Fakultät der Universität Gießen mit der Arbeit „Missionsgedanke und Eschatologie im 19. Jahrhundert. Untersucht an den Predigten Schleiermachers, J. T. Beck's und Christoph Blumhardts“ an. 1937 wurde seine Lehrbefugnis von Praktischer Theologie auf Systematik geändert, doch noch im gleichen Jahr legte er seine *Venia legendi* aufgrund der für ihn nicht mehr tragbaren Doppelbelastung als Pfarrer und Hochschullehrer nieder.

Von 1940 bis 1952 war Schütz Hauptpastor an St. Nikolai und lehrte an der 1948 gegründeten Kirchlichen Hochschule in Hamburg Systematische Theologie, bis er sich wegen Bekenntnisdifferenzen in den Ruhestand versetzen ließ: Doch dazu später mehr.

Welche Position nahm Paul Schütz zum „Dritten Reich“ ein? Sein Verhältnis zum nationalsozialistischen Staat war nicht ohne gravierende Konflikte. Er war kein Mitglied der NSDAP; der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) gehörte er ab 1934, dem Reichsluftschutzbund von 1936 bis 1941 an, ohne jedoch einen Aufnahmeantrag gestellt zu haben, wie er später angab. 1935 deutete die Geheime Staatspolizei sein Buch *Der Anti-Christus* als Kritik am nationalsozialistischen Staat und ließ zwei Jahre nach dem erstmaligen Erscheinen die zweite Auflage einstampfen. Der Inhalt versuche bewusst die nationalsozialistische Weltanschauung und den

neuen Staat herabzusetzen und sei daher geeignet, „die öffentliche Sicherheit und Ordnung zu gefährden“. Anlass dieser Maßnahme war vermutlich, dass der Pfarrernotbund diesen Titel auf den Plan für das gemeinsame Studium gesetzt hatte, was bei einer Hausdurchsuchung der Gestapo zur Kenntnis kam.

Die Schrift *Der Anti-Christus* von 1933 war der Versuch, das prophetische Wort für die konkrete geschichtliche Situation und den besonderen Auftrag der Kirche im deutschen Volk zu finden. Schütz verstand den Anti-Christus als personhafte, in der Geschichte Spuren hinterlassende Macht des Bösen, die als sich selbst absolut setzende Ideologie oder politische Bewegung wirke. Schütz sah diese Gestalt des Anti-Christus sowohl im Kommunismus des Ostens als auch im Kapitalismus des Westens heranziehen. Beides seien technokratische Systeme, die auf Weltherrschaft – und damit schließlich auch auf „Welterlösung“ – ausgerichtet seien. Das deutsche Volk befinde sich von seiner geographischen Lage in der Mitte und habe den historischen Auftrag, diesen Messianismen zu widerstehen. Schütz interpretierte dies als die „Michaels-Sendung“ der Deutschen und den Auftrag des deutschen Protestantismus, den Blick für diese Sendung zu schärfen.

Paul Schütz, der sonst eine scharfe Trennung von Theologie und Politik anmahnte, wurde hier selbst hochpolitisch: Unverkennbar liegen in diesen Gedanken stark nationalistische Züge, die Nähe zu jungkonservativen Kreisen und der Konservativen Revolution ist deutlich. Hintergrund für Schütz Einstellung könnte seine biographische Prägung sein, 1936 schrieb er in einem Brief: „Für mich gehört das Verhältnis zu Volk und Heimat, Blut, Boden und Rasse noch zu den Selbstverständlichkeiten des Daseins. Aus dieser stummen unreflektierten und darin ungebrochenen Selbstverständlichkeit heraus sind wir damals in den Krieg gezogen [...] und habe ich mit vielen Tausenden der gleichen Haltung vier Jahre lang für mein Volk gekämpft.“ Ein Jahr später betonte er: „Ich bin ja nun nicht nur ein Christ,

sondern wahrlich auch ein Deutscher. Es will mir da scheinen, dass wir vor dem Schicksal die Pflicht haben, mit allerhöchster Gewissenhaftigkeit nicht so sehr das Christentum als Christus selbst zu prüfen, ohne den nun einmal der Weltseidungscharakter unseres Volkes nicht da wäre, bevor wir uns endgültig von ihm lösen.“

Im „Kirchenkampf“ wandte sich Paul Schütz weder der „Bekennenden Kirche“ noch der „Glaubensbewegung Deutschen Christen“ zu, kurzzeitig im Sommer 1934 hatte er offenbar erwogen, aufgrund der „veränderten kirchlichen Verhältnisse“ aus „Gewissens- und Glaubensgründen“ sich in den Ruhestand versetzen zu lassen, diesen Gedanken aber nicht weiter verfolgt. Er kritisierte jede Vermischung von Politik und Religion in der Kirche, die „Bekennende Kirche“ bezichtigte er, aus der Kirche eine „Religionspartei“ machen zu wollen. Er missbilligte die politische Haltung einiger Vertreter der Dialektischen Theologie, vor allem ihres Hauptes Karl Barth (1886-1968), der zeitweilig Sozialdemokrat war. Die Barmer Theologische Erklärung konnte Paul Schütz nicht mittragen. Er sah in ihrer Berufung auf Jesus Christus als das „eine Wort Gottes“ eine Vertiefung der in der Reformation wurzelnden christologischen Verengung des Glaubens.

Doch auch die Deutschen Christen blieben nicht ohne Kritik: „So sind uns die ‚Deutschen Christen‘ zum verdienten Gottesgericht geworden. Aber darin, dass sie religiöse Erneuerung durch Politik wollten (entgegen dem so klugen Wort des Führers) haben sie nicht nur gegen Schöpfung, Gnade und Glauben, sondern gegen die tiefsten Lebensgesetze der Seele selbst verstossen.“ Schütz klagte Reichsbischof Ludwig Müller (1883-1945) 1934 der Irrlehre an – ohne Resonanz. Wie deutete Paul Schütz den Nationalsozialismus nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges? Es gibt nur sehr wenige Aussagen von ihm zum „Dritten Reich“, eine kritische Auseinandersetzung hat sich in den vorliegenden Unterlagen nicht

widergespiegelt. In einem Brief an den Tübinger Systematiker Adolf Köberle (1898-1990) schrieb er Anfang 1946: „Die Lage ist die: unser Volk ist in seiner Mehrheit einer antichristlichen Dämonie von ungeahnter Stärke verfallen.“ Damit folgte Schütz einer gerade in kirchlichen Kreisen verbreiteten oberflächlichen und wenig konkreten Interpretation der Jahre von 1933 bis 1945. Dämonen seien über „das Vaterland“ hereingebrochen und hätten das Unheil der zwölf Jahre bewirkt. Da ein Mensch gegenüber Dämonen machtlos ist, erübrigte es sich mit diesem Verständnis auch, die eigene Vergangenheit kritisch zu analysieren.

Wenn man sich mit der (kirchen-) politischen Einstellung von Paul Schütz beschäftigt, so fällt auf, dass er sich politisch eher nach „rechts“ orientierte. So publizierte er mehrfach in der Zeitschrift *Die Tat*, die – wie der Politologe Kurt Sontheimer (1928-2005) es formulierte – „zu einem nicht geringen Teil daran mitgewirkt (hat), den Nationalsozialismus unter deutschen Gebildeten salonfähig zu machen“. 1932 und 1933 bot Schütz vergeblich der völkischen Zeitschrift *Deutsches Volkstum* Manuskripte, 1933 der Hanseatischen Verlagsanstalt, dem institutionellen Rückgrat der „Konservativen Revolution“, ein Buchprojekt an, was allerdings ebenso abgelehnt wurde.

Nach 1945 finden sich zahlreiche intensive Kontakte zu Personen, die durch ihre nationalsozialistische Vergangenheit schwer belastet waren, z.B. dem Kaufmann Wolfgang Essen (1903-1955), der für Schütz 1953 die Klopstock-Stiftung gründete, dem Kirchenhistoriker Ernst Benz (1907-1978), dem Physiker Pascual Jordan (1902-1980) oder dem ehemaligen Rektor der Hamburger Universität und Vorkämpfer für eine „politische Universität“ im „Dritten Reich“, dem Historiker Adolf Rein (1885-1979).

In seinem 1960 gedruckten Hauptwerk "Parusia" wird Paul Schütz noch deutlicher: „Als die Alliierten 1945 Deutschland besetzt hatten, waren sie dank der

technokratischen Wirtschaftsapparatur in der Lage, durch den Griff nach der Kohle ganz Deutschland mitsamt Frauen und Kindern, Kranken und Greisen in ein einziges Konzentrationslager zu verwandeln mit allen Schrecken der Massenexistenz, wo in Kälte und Hunger ein kaum verhüllter Kampf aller gegen alle ein Siebzig-Millionen-Volk schüttelte. Hier brach das totalitäre Kollektiv von den Kommandotürmen der 'freien Welt' aus seiner verborgen gehaltenen Möglichkeit in die brutale Verwirklichung herab, auch hier ideologisch 'gerechtfertigt' mit Moral wie irgendwo sonst in der östlichen Hemisphäre." Diese beiden, sehr massiven Sätze dienten ihm als Beleg dafür, dass es in der technokratischen Gesellschaft leicht möglich sei, „durch einen Hebelgriff an der Apparatur der Produktion einen Druck auf die elementaren Interessen zu üben, der mit einem Schlag hundert Millionen Menschen mit Existenzvernichtung bedroht." Dieser Vergleich – und insbesondere die Anwendung des Begriffs Konzentrationslager – stellt ohne Zweifel eine schlimme Entgleisung dar und kann aus der Perspektive der Opfer als Verhöhnung aufgefasst werden.

2.3 Hans-Otto Wölber

Hans-Otto Emil Wölber (1913-1989) begründete als Jugendpastor, Publizist und Dozent die Anfänge kirchlicher Jugendarbeit in Hamburg nach dem Zweiten Weltkrieg, als Bischof konzentrierte er sich - auch durch eine ausgedehnte Pressearbeit - auf die "Verteidigung" der Volkskirche gegen die Welle der Entkirchlichung. Als temperamentvoller, gegenwartsbezogener Prediger fesselte er durch seine farbigen Bilder. Der konservative Theologe stellte gegen politisches Engagement der Kirche deren Aufgabe in der Seelsorge heraus und betonte die Bedeutung der Gemeinde.

Geboren als Sohn eines Schiffingenieurs, besuchte Wölber die Oberrealschule auf der Uhlenhorst, wo er 1933 das Abitur ablegte. Von 1933 bis 1938 studierte er evangelische Theologie in Bethel, Erlangen und in Berlin. In Bethel war er im Wintersemester 1935/36 Führer der Studentenschaft. 1939 und 1940 legte er die beiden theologischen Examina ab und wurde 1940 in Erlangen promoviert. Von Januar 1940 bis zum Oktober 1945 war Wölber im Heeresdienst. Nach der Rückkehr aus dem Kriegsdienst und der Gefangenschaft war er 1945 Jugendpastor; 1954 wurde er zudem Beauftragter der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) für Jugendfragen. Von 1955 bis 1963 war er Lehrbeauftragter für "Evangelische Jugendkunde" an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Hamburg.

1956 wurde Wölber zum Hauptpastor an St. Nikolai, 1964 zum Bischof gewählt. Nach Gründung der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche wurde er 1977 als Bischof für den Sprengel Hamburg bestätigt. Von 1967 bis 1970 gehörte er dem Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) an, von 1969 bis 1975 war er Leitender Bischof der VELKD und Vorsitzender der lutherischen Bischofskonferenz; am 1. Mai 1983 wurde er als Hamburger Bischof emeritiert.

Bei Hans-Otto Wölber ist eine nationalsozialistische Belastung nicht nachweisbar. Auffällig ist seine Funktion als „Führer der Studentenschaft“ in Bethel im Wintersemester 1935/36. Zudem wurde er als einziger Theologiestudent vom Wintersemester 1933/34 bis zum Wintersemester 1937/38 mit einem staatlichen Stipendium der Hamburger Landesunterrichtsbehörde bzw. der Kultur- und Schulbehörde gefördert.

3) Haltung zum Judentum

3.1 Heinz Beckmann

Heinz Beckmann sprach zur Einführung der Gemeinde in die Heilige Schrift nicht über einzelne Perikopen, sondern über ganze biblische Bücher. Er selbst bezeichnete sich als einen „liberalen Biblizisten“. Er wollte nichts anderes sein als einer, der die Bibel kannte, auf sie hörte und sie seiner Gemeinde auslegte. Jeweils dienstags abends hielt Beckmann zudem Vorlesungen über das Alte und das Neue Testament und referierte häufig über theologische Themen, wie z.B. das „Lebensbild Jesu“ (1928), „Liebe und Ehe in der Geschichte der christlichen Ethik“ (1930), „Politisches Handeln im Alten und im Neuen Testament“ (1930). Er redete aber auch über aktuelle kirchliche, politische und geistesgeschichtliche Themen. Im März und April 1933 thematisierte er an vier Abenden das zwei Monate alte „Wort und Bekenntnis Altonaer Pastoren“.

Die Ausbildung des theologischen Nachwuchses als Geistliche und als Religionslehrer war für Heinz Beckmann ein zentrales Anliegen. In seiner Eigenschaft als Hauptpastor lehrte er Altes Testament seit dem Wintersemester 1921/22 am Allgemeinen Vorlesungswesen der Hamburger Universität und von 1931 bis 1934 im Rahmen der Religionslehrausbildung an der Philosophischen Fakultät. Für die Kandidaten der Theologie und des Predigtamtes gab er Kurse und prüfte sie im Examen. Dabei habe Beckmann, wie sie berichteten, keine Versuche unternommen, seine Schützlinge theologisch zu beeinflussen. Als Theologe widmete Heinz Beckmann sich vor allem ethischen und religionsphilosophischen Problemen und behandelte vielfach Grenzgebiete der Theologie und der Literatur. Zentrales Thema war für ihn das Alte Testament, dem er sich von der religionswissenschaftlichen Seite zuwandte.

Persönlich hatte Heinz Beckmann gute Kontakte zu Jüdinnen und Juden in Hamburg, u.a. zu dem Kunsthistoriker Aby Warburg (1866-1929). 1938 taufte er im Hauptpastorat zwei jüdische Konvertiten, ohne diese Taufe an das

Landeskirchenamt zu melden; den Nachweis hatte er lediglich in seinen persönlichen Unterlagen.

3.2 Paul Schütz

Anders positionierte sich dagegen sein Nachfolger Paul Schütz. Dieser verfasste 1935 ein Manuskript mit dem Titel: „Die politische Religion. Eine Untersuchung über den Ursprung des Verfalls in der Geschichte“, das er aber nicht publizierte. Es erschien erst aus dem Nachlass ediert im Jahr 2009.

In den letzten Jahren hat in der historischen Forschung dieses in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelte Konzept wieder an Bedeutung gewonnen, das vor allem zur Interpretation des „Dritten Reiches“ herangezogen wird. Dieses Modell, das Diktaturen, insbesondere den Nationalsozialismus, als „politische Religion“ versteht, wird im Allgemeinen Eric Voegelin (1901-1985) und Raymon Aron (1905-1983) zugeschrieben, die ihre Ansätze 1938 bzw. 1939 publizierten. Schütz Manuskript lag zeitlich drei Jahre davor, wurde aber erst posthum publiziert. Da sich Schütz darin ausführlich zum Judentum äußert, ist es in diesem Kontext von großer Bedeutung:

„Der Stifter der politischen Religion ist das Volk der Juden. [...] Das Volk der Juden aber war es, in dessen Mitte die zeugende Grundnot in ihrem politischen Charakter sichtbar wurde. Es ist der vom Tod bedrohte Lebenswille der Kreatur.“ Religion werde „politisch“ „in dem Augenblick, wo der Mensch als ‚Erwählter‘ diese Setzung von sich aus vollzieht. Waren die Mythen der Völker bisher Teile eines großen Naturmythos der Heidenschaft, so bricht in der Judenschaft mitten in dieser Völkerwelt die neue, ja fremdartige Vision auf, in der die Geschichte als Gegenstand des Mythos lebt. [...] Erst im Geschichtsraum wird es ernst. Die leibhafte Gestalt, die im Geschichtsraum Träger des politischen Schicksals ist, heißt ‚Volk‘. Im

Geschichtsmythos der Juden wird sich das Volk der Juden selbst zum Gegenstand des Mythos. Wo das geschieht, da wird das Volk ‚erwähltes Volk‘. Da ist es das ‚Gottes-Volk‘.“ Durch die Formel „Ein Volk – Ein Gott“ sei „die Gottheit des Volkes zugleich auch [zu] denken als die Gottheit der Welt“. In dieser Formel trage „die Kreatur den Anspruch auf Gott selbst“ vor. Damit setze „es den Gott Himmels und der Erden in der Enge der Sippenreligion gefangen“, mache ihn „zum Haus- und Blutgott des völkischen Ghettos“.

In seinem von 1935 bis 1937 verfassten und 1950 erstmals gedruckten Buch: „Das Mysterium der Geschichte. Eine Meditation der Christus-Apokalypse“ führte Schütz diese Gedanken weiter aus. „Der ‚Messias‘ ist der Inhalt der Verheißung und der Grund der Erwählung. Er ist ‚das‘ Zeichen Israels. Die Verführungsmacht aber, die von diesem Zeichen auf die Völkerwelt ausgeht, ist geraubte Verheißungskraft und geraubter Erwählungssegen. Geraubt von dem abtrünnigen Gottesvolk, das aufhörte, Israel zu sein, und Judentum wurde. (...) Es ist der Zauber des Verführers, der die Verheißung nicht mehr hinnimmt aus Gottes Hand, sondern der sie verwirklicht mit eigener Faust. Es ist der Zauber des politischen Messias.“ „Der jüdische Wille ist politischer Wille. Und politischer Wille ist Wille zur Verwirklichung. Er ist als messianischer Wille der Wille zur totalen Verwirklichung. Mit unbändiger Leidenschaft setzt er das Letzte an die Verwirklichung des höchsten Zieles, das Gott ist.“ „Das Volk will selbst der Messias sein.“ Überall sei zwar die Idee Gottes, des Menschen, der Gemeinschaft, aber nicht ihre Wirklichkeit.

Fasst man zusammen, so ist das Bild des Judentums, das Schütz im Kontext seiner Ausführungen zur politischen Religion zeichnet, alles andere als positiv – es wird ausschließlich zum dualistischen Gegenüber, ja Gegner des Christentums. Ob er in seiner Darstellung das historische Judentum vor Augen hat, ist fraglich. Doch selbst wenn man vermuten würde, dass Schütz typologisch argumentiert, so macht er das

doch nirgends deutlich und stellt das Judentum in einen historischen Kontext. Schütz argumentiert durchweg historisch, so dass seine Aussagen über das Judentum noch dazu mit den Pauschalisierungen und zeitgenössischen Termini auch historisch zu interpretieren sind.

Veränderte Paul Schütz seine Position gegenüber dem Judentum nach 1945? Auch vier Jahrzehnte später lehnte Paul Schütz die politische Religion vehement ab, wie handschriftliche Notizen zeigen. Er modifizierte seine von der Konservativen Revolution geprägte Position und insbesondere sein Bild des Judentums offenbar nicht, auch nicht nach den offensichtlichen Konsequenzen des „Dritten Reiches“ und dem millionenfachen Mord an Juden. In einem handschriftlichen Nachtrag zum Manuskript „Die politische Religion“ ergänzte er 1975: „Ich stehe zu dieser These heute noch. Eher will ich Israel Unrecht tun, als zum Verräter an Jesus Christus werden. Nach Hitlers apokalyptischem Völkermord am jüdischen Volk entstand notwendiger Weise eine Überzeugungsströmung philosemitischen Charakters. Hitlers antisemitischem Psychoterror antwortete ein philosemitischer Psychoterror als genaues Spiegelbild, dialektisch bis hinein in den Gegensatz physisch-intellektuell. Beide Terrorformen sind antichristliche Endphaenomene der Geschichte.“

Diese Gleichsetzung der nationalsozialistischen Judenverfolgung und -vernichtung mit einem von Schütz nach 1945 ausgemachten und als „Psychoterror“ charakterisierten Philosemitismus ist infam. Dadurch wird der Genozid verharmlost und relativiert, die millionenfache Ermordung von Menschen wird mit einer geistigen Strömung verglichen.

3.3 Hans-Otto Wölber

Unter Hans-Otto Wölber bestand – wie schon bei Heinz Beckmann – eine Offenheit gegenüber dem Judentum. Die Hauptkirche St. Nikolai hatte 1957 eine

Gemeindeschwester jüdischer Herkunft eingestellt, die Volksdorfer Diakonisse Heidi Herwig (1921–1989). Wölber selbst nahm am 4. September 1960 an der Einweihung der Neuen Synagoge (Hohe Weide) teil, was am folgenden Tag im Kirchenrat zur Diskussion führte – dürfe überhaupt und wenn ja, in welcher Form ein Hauptpastor an einem solchen Akt teilnehmen? Verschiedene Studienreisen nach Israel intensivierten im Folgenden das bereits in Gang gekommene Gespräch über das und mit dem Judentum. Jugendliche aus der Gemeinde nahmen an Einsätzen der Aktion Sühnezeichen in Israel teil oder besuchten das Land im Rahmen von Studienaufenthalten. Immerhin war die neue Hauptkirche St. Nikolai 1962 in dem Stadtteil eingeweiht worden, in welchem seit dem Ende des 19. Jahrhunderts die meisten Juden Hamburgs gelebt hatten.

Auf der anderen Seite setzte sich Hans-Otto Wölber jedoch nachdrücklich für die Judenmission ein: Der damalige Hamburger Innensenator Helmut Schmidt (1918–2015), der sich mit Wölber angefreundet hatte und die Entwicklung von St. Nikolai am Klosterstern begleitete, beklagte sich in einem Brief darüber, dass die Landeskirche Judenmission betrieb. Wölber dagegen hielt daran fest und vertrat damit die damalige Mehrheitsposition im Protestantismus. Mission bedeutete für Wölber in diesem Kontext „Fühlungnahme zwischen Gruppen, die Gott in seinem geschichtlichen Handeln aneinander gewiesen hat. Ich glaube, daß die Herausforderung dieser Partnerschaft für beide Teile unverzichtbar ist. Dies hat mit einer Anmaßung der Christenheit, mit Rassenvorurteilen, mit Unbußfertigkeit der Christen in Deutschland und was man sonst vermuten möchte, nichts zu tun.“

4) Theologiegeschichte: Paul Schütz

Mit Paul Schütz weist St. Nikolai eine Besonderheit auf – er war und ist der einzige Hamburger Hauptpastoren, der sich wegen Bekenntnisdifferenzen vorzeitig hat pensionieren lassen. Bereits Mitte der vierziger Jahre nahm Schütz innerhalb des Kollegiums der Hauptpastoren aufgrund seines Amtsverständnisses eine gewisse Außenseiterstellung ein. Er wurde auch nicht an der weitgehend von Vertretern der Landeskirche bestrittenen Religionslehrerausbildung am 1947 gegründeten Pädagogischen Institut beteiligt.

Das theologische Denken von Paul Schütz entwickelte sich zu einer wachsenden Distanz zu seiner Landeskirche: Der kirchliche Wiederaufbau nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges war auch in Hamburg durch eine deutliche Rückbesinnung auf das reformatorische, hier lutherische Bekenntnis geprägt, die Schütz schon sehr frühzeitig als konfessionalistische Enge kritisierte; ihr wollte er entgegen wirken. Schütz selbst praktizierte besonders im kulturellen und wissenschaftlichen Bereich eine große Offenheit: Privat, wie in seinen Lehrveranstaltungen in der Theologenausbildung, pflegte der habilitierte und zweimal promovierte Theologe besonders Kontakte zu Künstlern und Wissenschaftlern aus anderen Fachgebieten, insbesondere Philosophen und Naturwissenschaftlern.

Paul Schütz sei sein Dissens zum lutherischen Bekenntnis der Hamburger Landeskirche spätestens mit ihrer Eingliederung in die "Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands" Ende 1948 deutlich geworden, doch wollte er nicht übereilt handeln und seine Position in den folgenden Jahren noch einmal gründlich prüfen. Nach einem Urlaub entschloss er sich im September 1951, Landesbischof Simon Schöffel seine Bedenken mitzuteilen: Er fühle sich nicht mehr an die

christozentrisch ausgerichteten reformatorischen Bekenntnisschriften gebunden, sondern in erster Linie an die altkirchliche Trinitätslehre. Wörtlich schrieb Schütz:

„Auf eine abkürzende Formel gebracht möchte ich es heute so aussprechen, dass es mir unmöglich ist, die christologische Bestimmtheit der Bekenntnisschriften der Reformation in Einklang zu bringen mit der Trinitätslehre. Ist die Entscheidung aber, wie bei mir, für die letztere gefallen, so verliert die Rechtfertigungslehre ihre zentrale Stellung, die sie kraft ihres christologischen Ausgangspunktes besitzt. Die tiefgreifenden Konsequenzen für die Gesamtkonzeption liegen auf der Hand. (...) Nach langem Kampf habe ich mich zu der Erkenntnis durchgerungen, dass ich eine Entscheidung nicht länger hinauszögern darf im Blick auf mein Amt, wie auf mein Gewissen.“

In einem persönlichen Gespräch legte Bischof Schöffel Schütz schon im Oktober 1951 nahe, sich gemäß der Verfassung pensionieren zu lassen, wozu dieser sich aber nicht sofort entschließen konnte. Vielmehr dachte Schütz an ein Lehrzuchtverfahren, das er gegen sich selbst beantragen wollte, um seinen theologischen Konflikt öffentlich zur Diskussion zu stellen. Doch Schöffel begründete seinen Wunsch, daß Schütz sich ohne Aufsehen pensionieren lassen sollte, mit folgenden Worten: "So bleibt es auch der Kirche erspart, die Reinheit Ihrer Erkenntnis wie Ihren Dissensus zur Kirchenlehre durch das grosse Gremium des Geistlichen Ministeriums bereden und beurteilen zu lassen. (...) Wir werden gerne dem Landeskirchenrate mitteilen, in welcher vornehmen Ehrlichkeit und theologischen Sauberkeit Sie selbst uns von Ihrer inneren Not Kenntnis gegeben haben, die doch nicht zur Not der Kirche werden darf, und werden dafür eintreten, daß Ihnen daraus kein Schade erwächst.“

Der Schütz-Biograph Rudolf Kremers (Jahrgang 1922) kommentiert diese Aussage so: "Man kann dieses Vorgehen aus der damaligen kirchlichen Situation in Hamburg gewiss verstehen. Die Hamburgische Kirche hatte im lutherischen Bekenntnis ja gerade wieder Boden unter den Füßen bekommen. Eine Infragestellung dieser Grundlage musste den ganzen mühsamen Wiederaufbau gefährden. Man muss auch dem Kollegium der Hauptpastoren grossen seelsorgerlichen Takt in der Behandlung des Falles Schütz bescheinigen. Dennoch lässt sich die Frage nicht abweisen: Wieso darf eine solche innere Not eines Hauptpastors nicht zur Not der ganzen Kirche werden? Wieso wird in einer Kirche, die doch aus der Gewissensnot eines einzelnen, nämlich Martin Luthers, entstanden ist, eine ähnliche Gewissensnot nicht mehr zugelassen?"

Die Kollegen von Paul Schütz – Landesbischof Schöffel und die Hauptpastoren Volkmar Hertrich und Theodor Knolle – hielten es nicht für tragbar, dass er weiter im Amt bliebe; dieses "unmöglich" gab den Ausschlag für seine Entscheidung. Nunmehr erschien Schütz selbst seine Lage in der Praxis als Hauptpastor und theologischer Lehrer an der Kirchlichen Hochschule immer untragbarer. Anfang Februar 1952 verzichtete er auf ein öffentliches Verfahren und ließ sich zum 1. Mai pensionieren. Zugleich bat er um seine Emeritierung als Professor der Hochschule, wobei er auf das Recht des Emeritus, weiter Vorlesungen zu halten, im Hinblick auf den Emeritierungsgrund verzichtete.

Paul Schütz argumentierte gegen die besondere Konzentration des reformatorischen Bekenntnisses auf Jesus Christus im dreifachen "sola": Das "sola scriptura" – allein die Schrift – mache ausschließlich die Bibel zur Norm des Glaubens, d.h. losgelöst von Tradition und Kirche. Das "sola gratia" – allein aus Gnaden – sei begründet auf dem "solus Christus", der Grundformel der reformatorischen Theologie. Damit bekomme – so Schütz – ein Teil der christlichen Wahrheit, nämlich die Sünden- und

Gnadenlehre, absoluten Vorrang und verdeckte die ganze Wahrheit. Das "sola fide" – allein der Glaube – führe zur Lehre, daß der Mensch "allein aus Glauben" ohne Werke gerecht werde. Für Schütz war diese Lehre aber reine Fiktion, weil der wirkliche Mensch auch immer ein "werkewirkendes Wesen" sei. Paul Schütz widersprach der Konzentration der Theologie auf diese drei Merkmale, weil "sie nicht den Vollgehalt der göttlichen Wahrheit enthalten, (...) vielmehr den Teil derselben für das Ganze setzen." Wo es sich um das "Wort Gottes" handelt, sei aber Verkürzung Verlust. Er sah hier eine Reduzierung der Theologie zur Christologie; Herkunft und Zukunft der Welt gerieten aus dem Blickfeld einer Theologie, die sich ausschließlich auf die Rettung des einzelnen Sünders konzentriert. Paul Schütz dagegen sah das Reich Gottes nur durch die in der Alten Kirche besonders betonte Trinität, durch Gott Vater, Sohn und Heiligen Geist, kommen und konzentrierte sich in seiner Theologie auf diese Dreieinigkeit.

Es muss offenbleiben, warum Schütz dem Druck seiner Kollegen nachgegeben und auf ein Lehrzuchtverfahren verzichtet hat. Eine gewisse fachöffentliche Erörterung von Schütz' Lehrdifferenzen fand statt, weil er ihre Motive im "Deutschen Pfarrerblatt" erläuterte. Im offiziellen Mitteilungsblatt der Hamburgischen Landeskirche wurden aber die Gründe für Schütz' Entscheidung nicht genannt. Es hieß dort nur: "Hauptpastor Professor Lic. Dr. Schütz, Hauptkirche St. Nikolai, ist auf seinen Antrag mit Wirkung vom 1. Mai 1952 in den Ruhestand getreten."

Wie auch in anderen Fällen wachte die Hamburger Landeskirche bei Paul Schütz genauestens über dessen Verhalten im (kirchlichen) Ruhestand. Sie sei, so Rudolf Kremers, an seiner theologischen Weiterarbeit nicht interessiert gewesen und habe ihm vielmehr Steine in den Weg gelegt. So kritisierte sie z.B. Schütz' Einladung zu einer Tagung des Lutherischen Weltbundes. Der Bayerische Landeskirchenrat

verneinte nach Rücksprache mit der Hamburger Kirchenleitung sogar die Anfrage, ob Schütz in Bayern in einer Kirche predigen dürfe.

Die Hamburger Kirchenleitung hatte große Schwierigkeiten im Umgang mit der für Schütz gegründeten "Klopstock-Stiftung". Gegründet wurde diese Stiftung von dem Hamburger Kaufmann Wolfgang Essen (1903-1965) – einem Gemeindemitglied von St. Nikolai —, der Schütz nach dessen Dissensus fördern wollte; dieser lehnte eine direkte Unterstützung ab und regte die Gründung einer Stiftung an. Der erste Forschungsauftrag ging an Paul Schütz und lautete: "Gibt es eine gemeinsame religiöse Überlieferung der Menschheit, und welche Folgerungen ergeben sich aus der Antwort für den christlichen Glauben?".

Der Hamburger Landeskirchenrat fühlte sich durch die Gründung der Stiftung und die Vergabe des ersten Forschungsauftrages an ihren ehemaligen Hauptpastor offenbar bedroht. Simon Schöffel hatte von Gerüchten gehört, "als ob sich diese Beauftragung gegen die Kirche wende." Noch bevor ein Kirchenvertreter mit Schütz darüber gesprochen hatte, intervenierte die Hamburger Kirchenleitung gegen die "Hergabe von Geldern" an Schütz. Zum Jahresanfang 1954 suchte der Präsident des Landeskirchenrates, Dr. Walther Tilo Brandis (1890-1957), Paul Schütz auf und teilte ihm mit, dass man ihm die Pension entziehen wolle, wenn er seinen Forschungsauftrag zu einem Angriff auf die Bekenntnisgrundlage der Hamburgischen Landeskirche benutzen sollte.

Nach seiner Pensionierung zog Schütz nach Bayern um und hatte kaum noch Kontakte zur Hamburger Landeskirche. 1960 erschien als Ergebnis des Forschungsauftrages sein Hauptwerk "Parusia - Hoffnung und Prophetie".

Schütz, der 1985 in Starnberg verstarb, war ein sehr widersprüchlicher, in seinem Denken nicht leicht zu verstehender Außenseiter, der sich in dieser Rolle wohl auch gefiel. Seine Entscheidungen und Positionen erscheinen nicht immer nachvollziehbar und konsequent. Auch wenn er sich mit gängigen Begriffen nicht leicht charakterisieren lässt, so kann man ihn doch als gesellschaftlich und politisch konservativ bezeichnen. Von der akademischen Theologie weitgehend ignoriert, hatte er als Schriftsteller ein großes Publikum. Dennoch wurde er bis vor kurzem kaum thematisiert und in Arbeiten zur Hamburger Kirchengeschichte sogar gezielt verschwiegen.

5) Frauen/Geschlechterbilder

5.1 Heinz Beckmann und Margarete Braun

Für Heinz Beckmann spielten die Gleichberechtigung der Frau und Fragen der sexuellen Ethik schon frühzeitig eine große Rolle. Im März 1906 wurde ihm als Kompastor in Hennstedt/Norderdithmarschen von der Schleswig-Holsteinischen Kirchenleitung untersagt, im Konfirmandenunterricht die sexuelle Aufklärung zu thematisieren. Beckmann hatte sich bereits in Artikeln und Rezensionen für die Zeitschrift *Christliche Welt* auch literarisch mit der Frage der Sexualität und der sexuellen Ethik gründlich auseinandergesetzt.

In den zwanziger Jahren setzte er sich als Hauptpastor in Hamburg insbesondere dafür ein, dass auch Frauen nach dem Theologiestudium beide kirchliche Examina ablegen und in den kirchlichen Dienst übernommen werden konnten. Dass sie - wie er es gefordert hatte - auch ordiniert und gleichberechtigt neben den Pastoren tätig werden sollten, war jedoch weder in Hamburg noch sonst in einer anderen deutschen Landeskirche zu diesem Zeitpunkt mehrheitsfähig. Mit seiner Unterstützung gelang es aber, 1927 ein Pfarramtshelferinnen-Gesetz durchzusetzen,

das den Theologinnen nach Ablegung beider Examina eine Tätigkeit mit eingeschränkten Rechten ermöglichte. In seine eigene Gemeinde holte er 1926 aus Wiesbaden Margarete Braun (1893-1966), die in Hamburg das zweite Examen ablegen und bis 1934 als Pfarramtshelferin an St. Nikolai arbeiten konnte – dafür stellte er eine Pastorenstelle zur Verfügung. Margarete Braun war die zweite Hamburger Theologin und die erste, die in einer Gemeinde arbeitete.

Als älteste Kind eines Oberpostinspektors besuchte Margarete Braun von 1900 bis 1910 die Lyzeen in Lissa (Posen), Eupen und Neuwied, legte im Februar 1913 am Oberlyzeum in Wiesbaden die Reifeprüfung ab und besuchte dort anschließend die Seminarklasse, die sie im März des folgenden Jahres mit dem Examen für das Lehramt abschloss. Margarete Braun arbeitete vom Herbst 1914 an ein Jahr lang als Lehrerin in Wiesbaden und legte die Ergänzungsprüfungen in Latein und Griechisch ab. 1915 entschloss sie sich, Philologie und Theologie zu studieren. Sie besuchte vom Wintersemester 1915/16 bis zum Sommersemester 1921 die Universitäten Frankfurt am Main, Breslau, Jena und Marburg. Neben der Theologie widmete sie sich anfangs besonders der Pädagogik und der Geschichtswissenschaft, da sie zunächst das Oberlehrerinnenexamen anstrebte. Doch 1919 erhielt sie die ministerielle Genehmigung, das erste theologische Examen vor der Marburger Fakultät abzulegen; seitdem studierte sie ausschließlich Theologie, da sie tiefer in die sie umtreibenden Fragen um Glauben und Religion eindringen wollte. Im Frühjahr 1921 bestand sie die erste theologische Prüfung. Vom 1. Oktober 1921 bis zum Ende des Jahres 1925 arbeitete Braun als Pfarrgehilfin in der Ringkirchengemeinde in Wiesbaden, wo sie sich der Jugendarbeit zuwandte.

Zum 1. Januar 1926 wechselte sie in gleicher Stellung an die Hauptkirche St. Nikolai in Hamburg und bestand dort im September das zweite theologische Examen. 1928 wurde ihre Stelle in die einer Pfarramtshelferin umgewandelt und sie am 19. Februar

1928 in dieser Funktion eingesegnet. Ihr Aufgabenbereich lag in der Wortverkündigung in Andachts- und Bibelstunden vor Frauen und Jugendlichen, im Abhalten von Kindergottesdiensten, in der Vorbereitung und Mitarbeit am Konfirmandenunterricht sowie in der seelsorgerlichen und sozialen Gemeindearbeit an Frauen und Mädchen. Daneben übernahm sie die Schriftleitung des Gemeindeblattes „St. Nikolai-Bote“, in dem sie zahlreiche kleinere Artikel publizierte, und erteilte Religionsunterricht am Caspar-Voght-Gymnasium. 1931 gründete sie als erste deutsche Gliederung den „Zonta-Club“ in Hamburg mit, ein heute noch bestehender weltweiter Zusammenschluss berufstätiger Frauen, der sich überkonfessionell dem Dienst am Menschen verpflichtet hat und die Stellung der Frau verbessern will.

1934 erfolgte ein gravierender Einschnitt in ihrem beruflichen Leben: Landesbischof Simon Schöffel versetzte Margarete Braun gegen ihren Willen zur Betreuung der weiblichen Insassen des Allgemeinen Krankenhauses Eppendorf und der Mädchenanstalt Feuerbergstraße in Ohlsdorf. Im selben Jahr trat sie in die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV), wo sie als Mutter-und-Kind-Helferin wirkte, und als Laienhelferin in den Reichsluftschutzbund ein; zudem gehörte sie dem Verein für das Deutschtum im Ausland (VDA) an. Nach Aufhebung der Mitgliedersperre wurde sie zum 1.5.1937 Mitglied der NSDAP und darauf des Deutschen Frauenwerkes. Zum 1. Januar 1947 wurde sie – nunmehr mit der Amtsbezeichnung Vikarin – ausschließlich mit der Betreuung von Mädchen und jungen Frauen im Heim Feuerbergstraße, in der Haushaltungsschule Volksdorf, im Mädchenheim Schwanenwik sowie in den Jugendheimen Reinbek und Wentorf beauftragt. Zum 1. Juli 1959 ging in den Ruhestand und widmete sich dann der Betreuung der Stifte und Altersheime im Bezirk der Eppendorfer St. Martinus-Gemeinde.

5.2 Hans-Otto Wölber

Hans-Otto Wölber war zwar kein vehementer Gegner der Frauenordination und des Theologinnenamtes, wie sein Vorgänger als Bischof Karl Witte, der von der Konservativen Revolution und der völkischen Bewegung der Weimarer Republik geprägt war.

Dennoch stand er der Gleichberechtigung von Theologinnen distanziert gegenüber.

„An die Herren des Kirchenrates“ schrieb er 1967: „Bei der künftigen Entwicklung liegt mir sehr daran, daß wir eine Ordination für den pfarramtlichen Dienst auf Zeit deutlich unterscheiden von der bisherigen Ordination, die als lebenslänglich bindend aufgefaßt wurde und in unserer Kirche nicht nur Reste des Ordogedankens erhalten hat, sondern doch die volle Herausforderung zu einer ganzen Identifikation mit dem Amt des Pastors immer bewußt gemacht hat. Wir können nicht mit einem Schlenker sozusagen ein Amt auf Zeit gründen. Deswegen bleibt uns nichts anderes als zwischen einer Pastoren- und einer Pastorinnenordination zu unterscheiden, die agendarisch inhaltlich auch entsprechend gekennzeichnet werden. Um dem Gleichheitsbedürfnis unserer Tage zu entsprechen, bin ich aber bereit, auch in dem letzteren Fall den Begriff Ordination zu verwenden. [...] Jedenfalls komme ich so auf das gesamtgemeindliche Pfarramt, dies im ganzen mit der Schlußfolgerung, daß ich den Weg eines parallelen, gleichsinnigen und doch in sich selbstständigen Amtes der Frau vorschlage. Wir würden also in unserer Landeskirche Pastorinnen nicht einfach auf Pastorenstellen bringen sondern das parallele, gleichsinnige Pastorinnenamt mit entsprechenden Passtorinnenstellen schaffen. [...]

Ich weiß, daß meine Herren Vorgänger, vor allem Bischof D. Witte, sich erheblich gegen das Pastorinnenamt gewandt haben. Ich möchte das Meine dazu tun, daß wir einen Schritt weiterkommen. Aber ich möchte nicht verhehlen, daß ich in vielem schwere Bedenken habe, und zwar richten diese natürlich nicht gegen das, was man

die Gleichberechtigung der Frau nennt, dies auch, was die kirchlichen Dienste angeht, sondern gegen die damit leider zwangsläufig verbundene Substanzveränderung in der Auffassung vom kirchlichen Amt. Meine Einstellung ist eine Defensive nach dieser Seite hin, nicht ein Nein zum Dienst der Frau in der Kirche.“

Zu diesem Zeitpunkt war die Diskussion über das Theologinnenamt in vielen Landeskirchen schon weiter – das reine Frauenamt „sui generis“, wie Wölber es favorisierte, war bereits in der Defensive. Die Evangelische Kirche der Union (EKU) gestand den Theologinnen bereits das volle Pfarramt zu, während die Vereinigte Evangelisch-lutherische Kirche (VELKD) in ihren Richtlinien von 1956 ihnen die Ordination versagte und auch nur in Notfällen und auf Zeit die Übernahme eines Pfarramtes gestattete.

Erst 1969, mit erheblicher Verspätung gegenüber anderen Landeskirchen, wurde in der Evangelisch-lutherischen Kirche im Hamburgischen Staate ein "Pastorinnengesetz" verabschiedet, das die Ordination von Frauen ermöglichte. Doch gab es zunächst auch weiterhin noch keine volle Gleichberechtigung der Frauen: Nicht mehr als die Hälfte der Pfarrstellen in einem Gemeindepfarramt durften Pastorinnen einnehmen. Zudem konnte eine Pfarrstelle nicht mit einer Frau besetzt werden, wenn sich der die Stelle ausschreibende Kirchenvorstand grundsätzlich dagegen aussprach (§ 2). Ging die verheiratete Pastorin ein eingeschränktes Dienstverhältnis ein, so war sie vom Vorsitz im Pfarramt ausgeschlossen (§ 6, Absatz 4). Die im Dienst der Landeskirche stehenden Pfarramtshelferinnen wurden jetzt automatisch zu Pastorinnen (§ 10). Die letzten Restriktionen für Frauen als Geistliche fielen erst zehn Jahre später im Januar 1979 als die Nordelbische Kirche, in der die Hamburgische Landeskirche zwei Jahre zuvor aufgegangen war, das Pfarrergesetz der VELKD übernahm. In Paragraph fünf heißt es: "In das Dienstverhältnis als

Pfarrer können Männer und Frauen berufen werden, die die Anstellungsfähigkeit erworben haben und ordiniert sind."

In den sechziger Jahren gab es noch keine Frau, die Mitglied im Kirchenrat war, so dass hier ein reines Männerkollegium gegen die Gleichberechtigung der Theologinnen agierte. 1970, ein Jahr nach der Verabschiedung des Pastorinnengesetzes, wurde mit Marianne Timm die erste Pastorin in den Kirchenrat gewählt. Nunmehr lautete Wölbers Anrede: „Sehr geehrte Frau Timm, sehr verehrte Brüder!“

Als erste Gemeindepastorin an St. Nikolai trat Dr. Birgit Vočka (Jahrgang 1963) am 1. September 2004 ihr Amt an.

6) Fazit

Die Hauptkirche St. Nikolai war im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die in Hamburg führende Gemeinde der kirchenpolitisch und theologisch liberalen Richtung. Gerade mit Heinz Beckmann hatte sie von 1920 bis 1939 einen profilierten Demokraten und liberalen Hauptpastor, dessen Schwerpunkt die Verbindung von Kirche und Kultur sowie Gesellschaft darstellte. Er war der Vorkämpfer für die Gleichberechtigung der Frauen, vor allem der Theologinnen, in der Kirche und pflegte enge Kontakte zum Judentum. Theologisch lag sein Hauptaugenmerk auf dem Alten Testament, das der Hochgebildete auch in Vorlesungen und Vorträgen vermittelte.

Sein Nachfolger Paul Schütz war von 1940 bis 1952 zwar theologisch liberal eingestellt, politisch war er von der völkischen Bewegung und der Konservativen Revolution der Weimarer Republik geprägt und pflegte nach 1945 enge Kontakte zu ehemaligen Nationalsozialisten, auch wenn er selbst im „Dritten Reich“ zeitweilig Auseinandersetzungen über Publikationen zu bestehen hatte. Werke seiner Frau, der Webkünstlerin Johanna Schütz-Wolff wurden sogar als „entartet“ eingestuft.

Seien Interpretation des Nationalsozialismus als „Dämonie“ und seine auch noch in den siebziger Jahren vertretene negative Haltung zum Judentum sind befremdlich. Hans-Otto Wölber, der die Neubegründung der Gemeinde am Klosterstern und den Kirchenbau vorangetrieben hat, hat eher konservative Positionen vertreten – durch seine Wahl zum Bischof rückte St. Nikolai ins Zentrum der Hamburger Landeskirche. Der Konflikt von Paul Schütz mit dem lutherischen Bekenntnis der Hamburger Landeskirche, der zur Versetzung in den Ruhestand führte und nicht öffentlich diskutiert wurde, zeigt, wie wichtig die Theologie für die Kirchen- und Gemeindegeschichte sind. Und gerade für die Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist die veränderte Rolle der Frauen in der Kirche, insbesondere die der Theologinnen, zentral für die Kirchengeschichte. Die ausgesprochen anregende Geschichte der Hauptkirche St. Nikolai, die hier nur angedeutet werden konnte, lässt auch das deutlich werden.